Allgemeine Kirchen-Zeitung.

Mittwoch 12. Januar. 1825. Nr. 5.

Es zeigt, daß der Geistliche seinen Beruf noch gar nicht begriffen habe, wenn er sich über die Kämpfe beschwert, in welche er mit der Welt und seiner Zeit verwickelt wird. Eben um mit Wahn und Laster zu kämpfen, eben um Thorheit und Sünde zu besiegen, ist er ja da nach Gottes Ordnung.

Wohlfarth.

Synoden in der Schweiz.

† Die zürchersche Synode war am 21. und 22. Sept. 1824 versammelt, und der dießmalige Sprecher (Proponens) in der Reihenfolge der Dekane, Herr Pfarrer Irminger von Stammheim, hatte zum Vorwurf seiner Rede die Frage gewählt: Was der Wirksamkeit des christlichen Lehrers im Volke selbst für Hindernisse im Wege stehen? Zuvor indeß warf er einen Blick auf die jetzige und einige frühere Generationen der vaterländischen Geistlichkeit. Als Ergebniß zeigte sich, daß die jetzige, durch einen höheren Grad von Kraft in der Amtsführung und durch lebhaftere Beförderung gemeinnütziger, auf die Fortschritte der Religiosität und Sittlichkeit berechneter Zwecke sich unterscheide, wovon die Ursachen neben der allseitig vorgerückten Bildung in der gänzlichen Veränderung aufzusuchen seien, welche, in Folge der das gegenwärtige Menschenalter characterisirenden großen und Alles durchdringenden Umwandlungen, der Zeitgeist und damit sämmtliche demselben unterworfene Verhältnisse erfahren haben. Als Hindernisse des wirksamen Lehramts alsdann bezeichnete und entwickelte der Redner die vier nachfolgenden: 1) den, namentlich unter dem eigentlichen Landvolke immer noch in großem Maße vorhandenen Mangel an Fassungskraft für den zu empfangenden Unterricht; 2) den immer noch durch alle Classen des Volks verbreiteten Aberglauben; 3) den tief eingewurzelten Glauben an die Verdienstlichkeit der blos mechanischen Erfüllung gottesdienstlicher Handlungen, und 4) die Ueberbildung, oder (wie die Rede sich ausdrückte) die Erlangung gewisser freierer Ansichten über Religion und Menschenbestimmung, ohne das Wahre und Wesentliche davon aufzufassen, zu beurtheilen und einzusehen. Hinsichtlich auf das zweite Hinderniß wurde unter andern bemerkt: „Der freche Gottesläugner schadet lang nicht so viel, wie der Verbreiter des Aberglaubens. Die Aeußerungen des ersten stoßen ab, die des letztern schleichen sich unvermerkt in das Gemüth ein, und leichter wird es dem Seelsorger, einen gottesvergessenen Ruchlosen zu erschüttern und zur Erkenntniß seiner Verirrungen zu bringen, als in ein vom Aberglauben befangenes Gemüth das, volle Ruhe erzeugende Vertrauen auf Gott zurückzuführen.“ Aber auch der vielfache Schaden, der aus dem Aberglauben für die Sittlichkeit entsteht, wurde angedeutet, und endlich wurde die Meinung, als ob für unaufgeklärte Menschen, welche die göttlichen Gebote nicht in ihrer ganzen Kraft zu erfassen vermögen, ein gewisser Grad des Aberglaubens zuträglich, ja unentbehrlich sei, um sie vor Fehltritten zu bewahren, mittels der Bemerkung beseitigt, daß durch den Aberglauben höchst selten nur schlechte Handlungen gehindert werden. — Unschwer (scheint dem Referenten) dürften wohl die vier aufgezählten Hindernisse auf ein einziges zurückgeführt werden, und gewiß gibt es für alle vier nur Ein gründliches und durchgreifendes Heilverfahren, das in guten und befriedigend eingerichteten Volksschulen gesucht werden muß. — Im Cantone Aargau war das Generalcapitel der protestantischen Geistlichkeit am 13. Oct. versammelt. Der voriges Jahr bezeichnete Sprecher, Herr Pfarrer Pfleger in Aarau, trug, im Namen der ganzen Versammlung, die Desiderien der Geistlichkeit freimüthig vor. Es beruhe, bemerkte er, die Wirksamkeit des Lehramts auf der Unbescholtenheit und dem Ansehen des ganzen Standes, und er fühle sich tief betrübt durch die Schande, welche demselben einzelne Mitglieder gemacht haben; eben so sehr aber auch darüber, daß so wenig gethan worden sei, um die Schande von der ganzen Geistlichkeit abzuwälzen auf die einzelnen Urheber. „Daß so wenig geschehen ist, bemerkte er weiter, liegt freilich zum Theil in der Verfassung, zufolge welcher das Generalcapitel blos eine, unter unmittelbarer Leitung der Regierung stehende, verwaltende Behörde ist; was man um so mehr bedauern muß, da die Regierung von gemischter Confession nie ganz unbefangen das Bestreben der protestant. Geist-

lichkeit unterstützen wird, zumal wenn die katholische Confession in den Mitgliedern der Regierung das Uebergewicht erhalten sollte, was ja mit der Zeit auch geschehen kann. Höchst bedauernswerth ist es (sagt der Redner), daß die Reformation in das Verhältniß der Kirche zum Staate so wenig eingreifen konnte, und daß die Beschützer der Kirche so bald zu Herren derselben wurden. Wenn unsern Beschwerden abgeholfen werden soll, so muß die Kirche, die an und für sich republicanisch ist (wohl zu verstehen, die Kirche, nicht blos der Clerus), mehr Selbstständigkeit und eine freiere Wirksamkeit erhalten. Sie bedarf namentlich auch eine Sittenzucht, die schon in die Schule eingreifen muß, damit nicht unwürdige Individuen als ihre Verwalter sich einschleichen." Alles mit Mehrerem. — Die Versammlung huldigte den Ansichten des Redners, und es wurde eine Commission, deren Vorstand er ist, ernannt, welche die Mittel berathen soll, durch die jene größere Selbstständigkeit, mittelst einer der Regierung einzureichenden neuen und befriedigenden Organisation der protestantischen Kirche des Cantons erreicht werden möge. — In der Synode des Cantons Thurgau am 29. Sept., trug der berufene Sprecher aus den Dekanen, als Wünsche vor: „Daß ein neues Sabbathmandat gegeben, eine neue Liturgie entworfen und das Gesetz aufgehoben werden möchte, das denjenigen die Verehelichung untersagt, die nicht 300 Gulden in Besitz haben. Namentlich für die zwei letzteren Punkte erhoben sich mehrere Stimmen. Mit der Liturgie indeß wollte man nicht eilen, weil man es nicht für leicht hielt, ein öffentliches Andachtsbuch zu liefern, das Jahrhunderte vielleicht passen sollte für Gebildete und Ungebildete, und weil des nachbarlichen Zürich's Zögern zum Mitzögern einladen müsse. Ueber das Ehebeschränkungsgesetz sollten die Erfahrungen und Ansichten der einzelnen Pfarrer noch besonders eingeholt werden. Den Schlußvortrag hielt der hochwürdige Antistes, Hr. Sulzberger. Wie derselbe vor zwei Jahren, den Bekenner freierer Ansichten und den Verehrer des alten Systems, zu weiser Mäßigung und brüderlicher Eintracht ermahnte, damit nicht der fromme Glaube des Volkes darunter leide und nicht die Kirche gefährliche Blößen gebe; so warnte er nun dieses Jahr wieder vor blinder Lobpreisung des Vergangenen, vor Ungerechtigkeit gegen unsere Zeit, vor Muthlosigkeit bei anscheinend vergeblichen Bemühungen. Ueberhaupt that es wohl, zu sehen, wie er über jede Partei erhaben, den Orthodoxen und den Rationalisten, den Alten und den Jungen, hinwies auf die praktische Seite des Christenthums, und auf die ewig sich gleichbleibenden religiösen Bedürfnisse der Menschheit. F. J.

Katholische Kirche in Leipzig.

* In Nr. 88. der A. K. Z. v. J. befindet sich ein kleiner Artikel aus dem Königreiche Sachsen, der mehrere zu erwartende Futura berichtet, die aber wohl nicht so bald und gewiß, als es der Einsender wähnt, Praesentia werden dürften; sind doch einige dieser Erwartungen, wie z. B. die Errichtung eines katholischen Consistoriums, bereits wieder zu Grabe gegangen. Vorzüglich erfährt man in diesem Aufsatze aus Leipzig Verschiedenes, was — sonderbar genug — Niemandem neuer und wunderbarer vor-

kommen möchte, als gerade dem größten Theile der Leipziger Leser. Dahin gehört jedoch keineswegs die Nachricht, daß eine neue katholische Kirche erbauet werden solle, so wie das, was als Ursache dieses Neubaues angegeben wird, obschon in Ansehung des Letztern Einige meinen, daß die vorhandene katholische Kirche für ihre Gemeinde zur Zeit noch groß genug sei, und nur dann etwas beschränkt werde, wenn entweder die Schaulust, oder auch die wirklich erbaulichen Vorträge, vorzüglich Eines der Herren Geistlichen, eine beträchtliche Anzahl Protestanten hineinlocke. Das Befremdendste aber möchte der Umstand sein, wie der Hr. Eins. so schmerzlich empfinden kann, daß die vor einigen Jahren gehende Sage, die Neukirche werde der katholischen Gemeinde zum Gebrauche überlassen werden, durch den Erfolg nicht bestätigt wurde. Er meint dabei, daß dieser schöne Traum wahrscheinlich deßwegen nicht in Erfüllung ging, „weil man einerseits zu bescheiden war, deutliche Wünsche zu äußern, und anderseits sich nicht geneigt bezeigte, entgegen zu kommen." Diese Worte scheinen einer nähern Beleuchtung nicht unwerth zu sein. Was zunächst die gerühmte allzugroße Bescheidenheit betrifft, so möchte sie in der That allzu groß, d. h. etwas zu weit, über die Gränzen der Schicklichkeit und Billigkeit hinaus, getrieben gewesen sein. Wenn man von einem Andern eine Gefälligkeit — und die Hingabe einer nicht unbedeutenden Kirche war gewiß keine kleine — wünscht, um so mehr wünscht, je mehr man ihrer bedarf; so ist es doch unläugbar wenigstens schicklich, seinen Wunsch bittweise zu äußern. Schweigt man gänzlich still; will man ruhig abwarten, bis der Andere den Anfang macht; so kommt dieß doch beinahe so heraus, als solle und müsse er die Gefälligkeit erzeigen, und die sein sollende Bescheidenheit möchte eher als eine Art von Stolz und Arroganz erscheinen. Dieß würde nun hier um so mehr der Fall gewesen sein, wenn man, wie der Hr. Einsender erzählt, frischweg Anerbietungen von Beiträgen zur Wiederherstellung jener Kirche angenommen hätte, ohne im Besitze der Letztern zu sein, ja ohne auch nur einen Schritt darum zu thun, ihre Erlangung vielmehr als eine ausgemachte Gewißheit und Nothwendigkeit voraussetzend. Uebrigens war das versprochene Glockengeläute — um dieß sogleich beiläufig zu bemerken — theils überflüssig, indem die Neukirche ein Geläute, wenn gleich kein vollständiges, längst hat, theils ein sehr mißliches Geschenk, von dem man, ohne einen neuen, größern und haltbarern Thurm zu bauen, vielleicht nicht einmal würde haben Gebrauch machen können. Auch wird der Leser, wenn die zugesicherten Beiträge wirklich so beträchtlich waren, als sie der Hr. Eins. macht, versucht zu fragen: warum man nicht lieber gleich eine ganz neue Kirche bauete? — Aber nun hätte doch wenigstens der andere Theil sich geneigter bezeigen sollen, entgegen zu kommen! — Schreiber dieses ist nicht etwa einer von denen, welche zu diesem so schmerzlich vermißten Entgegenkommen thätiger hätten mitwirken sollen, spricht also ganz unparteiisch über die Sache. Daß es in Leipzig an christlicher Liebe, die dem Hülfsbedürftigen eilend entgegen kommt, nicht etwa mangele, dafür liefern schon die Zeitungsblätter beinahe tagtäglich die erfreulichsten Belege. Es ist auch nicht leicht gedenkbar, daß Unaufmerksamkeit oder Trägheit jenes Nichtentgegenkommen verschuldet habe.

Man kann daher wohl annehmen, daß gewichtige Gründe dabei im Wege standen — welche? ist dem Uneingeweihten freilich nicht klar zu durchschauen, aber doch zu errathen verstattet. Daß man Gefälligkeit überhaupt nicht eher erzeigen kann und wird, als bis man bestimmt weis, daß dem Andern wirklich ein Gefallen damit geschieht; daß man also auch in diesem und zumal in diesem Falle, ohne deutliche Wünsche vernommen zu haben, nicht wohl einen Schritt thun konnte; daß ein gewisses Zartgefühl gar oft das Anerbieten scheut; daß die Klugheit manches begreifliche und verzeihliche Bedenken tragen mochte: dieses und mehreres Andere werde noch gar nicht in Anschlag gebracht. Bedeutsamer scheint der Grund zu sein, daß, wie jede andere, wenn auch noch so edle Bestrebung, so auch die entgegenkommende Liebe ihre Gränzen habe und haben müsse, sobald denen, die näher stehen, dadurch Abbruch geschieht. Zwar scheint es, als hätten wir Protestanten in Leipzig Kirchen genug und mehr, als wir brauchten. Allein wenn man nach dem weniger zahlreichen Besuche urtheilen wollte, dann dürfte man bisweilen wohl gar manche Kirche, und das nicht blos in Leipzig, aufzugeben geneigt werden. Daß hier der Kirchen nicht zu viele sind, das lehrt schon die täglich sich mehrende Einwohnerzahl, das lehrt aber auch die öftere große Fülle der meisten Kirchen. Und ob die Kirchlichkeit sehr befördert werde, wenn man Kirchen einzieht, ist eine große Frage. Nein! lieber noch mehrere dazu sollte man bauen, um nicht blos dem Trägen, sondern auch dem wirklich Schwachen den Kirchenbesuch zu erleichtern, und nebenbei zu bewirken, daß so mancher Leichtsinnige den Werth des öffentlichen Gottesdienstes höher anschlagen lerne, als er zu thun pflegt. Es möchte demnach auch eine gewisse Lauigkeit und Gleichgültigkeit gegen Kirche und Gottesdienst überhaupt und insbesondere gegen die Kirche, der man Treue geschworen, wenig Sinn für protestantischen Glauben und Cultus, geringen Eifer, vest zu halten, was der Väter regere Sorgfalt so theuer erkauft hat, verrathen und erwecken, wenn man ohne Weiteres eine nicht unbedeutende Kirche so hin- und wieder zurückgeben wollte. Die Liberalität darf nicht nach Indifferentismus schmecken, das Entgegenkommen — wenigstens unter solchen Umständen nicht — in ein Sich hingeben ausarten. Der Hr. Eins. will selbst, „daß sich die verschiedenen Confessionen unter und neben einander frei aussprechen, wenn sie sich nur gegenseitig in Frieden und Liebe vertragen.“ Ganz recht; allein was würden denn wohl die Leipziger Protestanten in diesem Falle ausgesprochen haben — wie würde wenigstens ihr Entgegenkommen gedeutet worden sein? — „Wir brauchen jene Kirche gar nicht und können allenfalls auch wohl noch mehrere entbehren; es ist uns einerlei, ob wir Eine Kirche mehr oder weniger haben, ob die reinere Lehre des Evangeliums auf Einer Kanzel mehr oder weniger verkündigt werde, ob die Menge unserer Glaubensgenossen ihre befriedigende Andacht finde oder nicht, ob Gleichgültigkeit gegen Protestantismus bei Vielen erweckt werde oder nicht, ob die protestantische oder katholische Kirche Rück- oder Fortschritte mache; sind wir doch auf eine recht gute Manier der beträchtlichen Wiederherstellungskosten und zugleich der wenigen Ehre überhoben, die uns das Wüsteliegenlassen der Kirche gebracht haben würde u. s. w.“ Dagegen wird kein Vernünftiger uns Mangel an christlicher Eintracht und Liebe vorwerfen, wenn wir unsern katholischen Mitbürgern zwar keine unserer Kirchen hingeben, wohl aber bei Errichtung eines neuen, eigenen Gotteshauses nicht nur nicht hinderlich, vielmehr behülflich sind. Schreiber dieses müßte sich in dem christlichen Sinne seiner protestantischen Mitbürger sehr täuschen, wenn er ihnen eine solche beisteuernde Behülflichkeit, sobald nämlich wirkliches Bedürfniß vorhanden ist, nicht zutrauen sollte. — Hätte man es mit dem beliebten Entgegenkommen halten können, so wäre man eher der Schwesterkirche, der reformirten, entgegengekommen, die ein wohl noch beschränkteres Locale hat, und der auch das Gerücht damals schon die Neukirche einräumte. Der Erfolg hat die Fama Lügen gestraft, und daß es aus triftigen Gründen geschah, leidet keinen Zweifel.

P. G.

Ueber Niemeyers Reisebeobachtungen.

* Auch die Leser der Allg. Kirchenzeitung werden es gern sehen, in derselben auf ein eben erschienenes Buch aufmerksam gemacht zu werden, welches zwar nicht unmittelbar einen theologischen Gegenstand hat, aber doch über Kirchen- und Schulwesen überhaupt in einem sehr bedeutenden Theile von Europa die lesenswerthesten Mittheilungen und Ansichten enthält, deren besonders in seinem zweiten, unter der Presse befindlichen, Theile noch mehr enthalten wird, und den Namen eines Autors an der Spitze trägt, den wir als eine der Zierden der evangelischen Kirche zu betrachten gewohnt sind. Es ist dieß: „der Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland, nebst Erinnerungen an denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen in den letzten fünfzig Jahren, von D. August Hermann Niemeyer,“ vierter Band, welcher die Deportationsreise des Verf. nach Frankreich, im J. 1807, enthält, und in seiner ersten Hälfte bereits ausgegeben ist. Dem Vaterlande ist es bekannt, daß der würdige Niemeyer, in der Zeit seiner schmerzlichsten Bedrängung ausersehen ward, für dasselbe Verfolgung zu leiden, und plötzlich, am 18. Mai 1807, aus dem Schoße seiner nichts ahnenden Familie gerissen wurde, um mit vier andern wackern Männern, ebenfalls der Anhänglichkeit an das preußische Haus verdächtig, unter militärischer Begleitung — als Geißel — nach Frankreich abgeführt zu werden, wo sie in einer Landstadt (Pont à Mousson) sieben Wochen lang als Gefangene gehalten wurden, bis sie auf wiederholte Vorstellungen deutscher und französischer Vermittler, die Erlaubniß erhielten, Paris zu besuchen, und von da endlich frei nach Deutschland zurückkehrten. Allein das ist nicht so bekannt, daß der Verf. diese Zeit der Trübsal, ähnlich einem gefangenen Paulus, der in Ketten das Evangelium verkündigte, dazu benutzte, für das Wohl der ihm theuern Vaterstadt und ihrer berühmten Hochschule thätig zu sein. Der von ihm noch in Paris, dem damals zur Organisation des neuen Königreichs Westphalen, mitberufnen Staatsrath Beugnot, (nachher westphälischem Minister des Innern) gemachten trefflichen Vorstellung, die später, bei der Rückkehr in das Vaterland, zu Cassel erneuert wurde, ist es größtentheils zu verdanken, wenn Halle seine Universität wieder erhielt, und dieselbe nicht

das Schicksal von Helmstädt und Rinteln theilte. Wie mancher der Schüler und Zuhörer des würdigen Verf. wird ihn dafür segnen! War er vielleicht gerade zu jener Schreckenszeit, als die Universität aufgehoben wurde, ihr Bürger, so wird er sich gern an der Hand des Verf. noch einmal in jene Vergangenheit zurückführen lassen, die Gottlob! bessere Zeiten geboren hat. — Die Weisheit und Umsicht, mit welcher in diesem Werke die damalige Zeit aufgefaßt und beurtheilt wird; das warme, lebendige, kräftige Vaterlandsgefühl, das verbunden mit edler Treue gegen das preußische Königshaus darin herrscht; der philosophische Gleichmuth, mit welchem der, von seiner Familie und seinem Wirkungskreise gewaltsam Getrennte sein schweres Geschick erträgt; die nie erlöschende Anhänglichkeit an freundschaftliche Verbindungen, die auch hier, wie in den frühern Bänden, wiederum denen kleine Denkmale der Liebe und Achtung stiftet, welche dem Herzen nahe standen; das stets rege Streben, jede Lage zur Bereicherung des eignen Wissens und zur Belehrung Anderer anzuwenden, welches auch in dem fremden Lande, unter ungünstigen Umständen, die Beobachtung nicht ruhen ließ; die Anerkennung eines höhern Waltens der Vorsehung in den Menschenschicksalen, wodurch die Hoffnung einer besseren Zukunft immer genährt wurde, und die endlich darin ihre Krone fand, daß sieben Jahre später des Verf. eigener Sohn, als einer der Befreier des Vaterlandes, mit den Waffen in der Hand, den Ort und das Haus betrat, wo der Vater als Gefangener geweilt hatte; — dieß Alles macht das genannte Werk zu einem der anziehendsten und lehrreichsten in diesem Fache. Doch man kennt ja die Art und Weise, wie der Verf. seine Beobachtungen mittheilt, schon aus seinen Reisen nach England und Holland. Der eigenthümliche Reiz, der sich über das Ganze verbreitet, liegt in der harmonischen Verbindung derjenigen Reife des Urtheils, die dem Alter eigen ist, mit der Lebendigkeit und dem Feuer einer unvertilgbaren Geistesjugend. Doch Ref. bricht ab, denn diese Anzeige soll keine Recension sein. P. G.

M i s c e l l e n.

* Darmstadt. Der Verleger der A. K. Z. kündigt auf Subscription eine deutsche Uebersetzung von folgendem sehr merkwürdigen Werke an: „Leben und bischöfliche Amtsführung des Scipio Ricci, Bischofs von Pistoja und Prato, Reformators des Katholicismus in Toscana unter Leopold's Regierung. Aus Originalen, sämmtlich noch nicht herausgegebenen und unbekannten Handschriften dieses Prälaten und anderer berühmter Männer des verflossenen Jahrhunderts, zusammengetragen und von rechtfertigenden Beweisschriften, aus den Archiven des Hrn. Commandeur Ricci zu Florenz gezogen, begleitet von de Potter, Verfasser des Esprit de l'église." Der Herausgeber sagt darüber in der Ankündigung vorläufig Folgendes: „Dieses Werk ist die Frucht einer glücklichen Entdeckung, die in den Archiven der Familie Ricci zu Florenz gemacht worden ist. Die Materialien, die dazu gedient haben, es zusammenzusetzen, waren wahrscheinlich bestimmt, in einer ewigen Vergessenheit vergraben zu bleiben. Nur in Belgien, wo man der Geschichte noch nicht den Prozeß gemacht, können sie ohne Furcht und Gefahr öffentlich bekannt gemacht werden. — Bischof Ricci war der Vertraute, der Rath und in gewissem Betrachte der Minister des Cultus bei

Großherzog Leopold. Indem wir sein Leben zeichnen, haben wir zugleich ein Gemälde sowohl der kirchlichen als bürgerlichen Verbesserungen entwerfen können, die dieser große Fürst versucht hat. Dieses Gemälde wird seinen Zweck nicht verfehlen können zu einer Zeit, da die gegenwirkenden Bemühungen der herrschenden Partei in Europa auf nichts anderes zielen, als Mißbräuche aller Art wieder herbeizuführen, die Leopold auszurotten bemüht war. — Ein österreichischer Prinz, der sich der unumschränkten Gewalt begeben wollte, um sich zu der ehrenvollen Würde der ersten Magistratsperson eines freien Volkes zu erheben; ein katholischer Bischof, der auf den Verkauf aller Güter der Geistlichkeit, auf die Entkleidung derselben von allem zeitlichen Einflusse antrug; der die angemaßte Macht des römischen Hofes, den Jesuitismus, den Fanatismus und den Aberglauben verabscheute, der endlich ganz laut den Grundsatz der Duldung bekannte — müssen in der Zeit, in der wir leben, beinahe als fabelhafte Wesen erscheinen." Das Werk wird unter andern folgende höchst wichtige Actenstücke enthalten: 1) „Das Protocoll über den Beschau des Leichnams Clemens XIV., der durch die Jesuiten vergiftet worden; dieses Protocoll wurde auf Befehl des spanischen Ministers in Rom aufgenommen." 2) „Alle Originalpapiere des letzten Generals der Jesuiten, der in der Engelsburg gestorben; mit einem Facsimile seiner Handschrift." 3) „Mehrere Briefe, Angaben, Aussagen und Verhöre verschiedener Klosterfrauen aus dem Dominicanerorden, welche beweisen, daß die Dominicanermönche, ihre Gewissensräthe und Beichtväter, sie seit mehr als 150 Jahren in einem System von Materialismus, in einer ruchlosen Gottlosigkeit und in der schamlosesten Liederlichkeit unterrichtet haben." 4) „Vier Aussagen vor dem gewöhnlichen Untersuchungsrichter, die Aufreizungen ad turpia von Seiten der Beichväter betreffend." — Dieses Werk wird aus drei Bänden bestehen, jeder von 400 Octavseiten, und zugleich mit dem Original — welches zu Brüssel gedruckt wird — erscheinen. Der Subscriptionspreis ist bis zur Versendung des ersten Bandes, für jeden Band 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.; der nachherige Ladenpreis dagegen 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl.

† London. Die Katholiken arbeiten an einem Vereine, der hier errichtet werden soll, um im Einverständnisse mit dem zu Dublin, mit den Schritten im Einklange zu sein, die bei dem Parlamente gemacht werden können, um 8 Millionen, theils Irländern, theils Engländern ihre natürlichen Gerechtsame zu erhalten. In der einzigen Provinz Ulster verhielten sich die Protestanten gegen die Katholiken vor ungefähr 100 Jahren wie zwei gegen Eins; gegenwärtig ist es umgekehrt. In den übrigen Theilen Irlands zählt man wenig über 300,000 Protestanten. Ehedem war der Besitzstand der Güter größtentheils in den Händen der letztern, durch die häufigen Verschuldungen aber ging später das Meiste verloren. Auch besitzen die kathol. Irländer fast ausschließlich den ganzen Handel.

† Merseburg. Unsre Regierung hat die Superintendenten aufgefordert, den gewöhnlichen Conduitenlisten der Prediger jährlich auch ein genaues Verzeichniß der in ihren Sprengeln sich aufhaltenden Candidaten des Predigtamtes beizufügen, worin die Vornamen derselben, Tag, Jahr und Ort ihrer Geburt, die Zeit ihrer Prüfung und die erhaltenen Censuren, nebst dem gegenwärtigen Aufenthaltsorte, ihrer Beschäfftigung und übrigem Streben, sich zu ihrem Berufe zu bilden, angegeben sein müssen.

† Norwegen. Da der Bibelmangel in Norwegen von jeher sehr groß war, und selbst in den Städten weder vollständige Bibeln noch neue Testamente zu erhalten waren, so ging die Stiftung der norwegischen Bibelgesellschaft aus dem Gefühl des wirklichen Bedürfnisses hervor. Die Stiftung fand im J. 1816 Statt, obschon des jetzigen Königs Majestät bereits im Jahre 1814 zu diesem Endzweck eine Summe von 6600 schwedischen Bankthalern geschenkt hatte. Im Jahre 1820 erschien die revidirte Ausgabe des neuen Testaments — die erste, welche in Norwegen gedruckt worden — in 6000 Exemplaren.